

Die Serben. Die Ausländer. Die Jungen. Oder das Feindbild Frau.

Anmerkungen zu einer nachhaltigen Verleugnung.

Von Jürgmeier

Der Mann hatte seit seiner Kindheit eine jener Kugeln besessen, wie sie die Wahrsagerinnen und Wahrsager zwischen sich und den Schicksalsgläubigen drehen lassen. Nur etwas unterschied die Kugel des Mannes von jenen magischen Kristallkugeln - es war eine kleine Weltkugel, die er als Bueb mit grossen Augen immer wieder um die eigene Achse hatte kreisen lassen, so dass FeuerlandSpitzbergenWladiwostockKairo an ihm vorbeizogen, während schon ParisLondonZürich am Horizont auftauchten. Er war stolz darauf gewesen, dass er die ganze Welt zwischen seinen kleinen Fingern hatte drehen lassen können.

Aber seit er zu erfahren begonnen hatte, was zwischen Moskau und Washington, Peking und Sarajewo geschah, schien die kleine Weltkugel in seiner Vorstellung zu

wachsen, wurde grösser und grösser, und wenn er sie jetzt zwischen seinen Händen drehte, schien es ihm, als würde sie ihn zu erdrücken beginnen. Die Welt war ihm zu gross geworden.

So beschloss er eines Tages, die Welt kleiner zu machen und schlug mit einem Hammer auf die Kugel ein. Der Mann schien nicht um die versteckten Eigenschaften seiner magischen Kugel gewusst, und als diese sich, in tausend Stücke zerschlugen, in Sekundenschnelle in tausend neue Weltkugeln verwandelte, da sah er mit entsetzten Augen tausendmal Pristina, tausendmal GazaSahelOsttimor. Und statt einer kleineren sah er sich tausendfach derselben grossen Welt gegenüber, tausendfach zogen BombaySwazilandChicagoAnkaraBümpfiz an ihm vorbei. Vorwurfsvoll, wie er in seinem Wahn glaubte.

Da packte ihn eine unbändige Wut. Er stand auf. Stapfte aus dem Zimmer. Schlug die Türe mit lautem Knall hinter sich zu. Und liess tausend Welten im Stich.

Fragen Sie mich nicht, was er ausserhalb des Zimmers antraf. Ich will Sie nicht langweilen.

Gewalt oder ihre Androhung - das ist nicht die Ausnahme, das ist der gesellschaftliche Normalfall.

Dies ist eine Fachtagung, und ich erzähle Ihnen Geschichten. Aber es kommt noch schlimmer - ich werde Ihnen Märchen erzählen. Sie haben sich zwei Tage, und ich setze voraus - kompetent, darüber und vielleicht sogar damit unterhalten, wie mit Gewalttätigen umgegangen werden soll, wie es, vor allem im Privaten, zu Gewalt kommt und wie ihr vorgebeugt werden kann. Und jetzt sind Sie müde, freuen sich, womöglich, schon auf das angekündigte Fest, und ich soll Ihnen noch einmal ganz grundsätzlich kommen - mit der Gewalt, vor der wir alle Angst haben und nach der wir uns, offensichtlich, immer wieder sehnen. In der Hoffnung, der Zauberstab der Gewalt verwandle die Welt, die grosse oder die kleine, in unsere Welt, und mache dann der Gewalt, ein für allemal, ein Ende. Ich müsste Ihnen sagen, was Sie im Grunde wissen und befürchten - die Orte der aufgehobenen Sicherheit, die Familie, die Verwandtschaft, der Bekannten- und Freundeskreis, das „eigene“ Volk, das sind zugleich die Orte grösster Demütigung, Bedrohung, Ausbeutung und Unterdrückung. Gewalt oder ihre Androhung - das ist nicht die Ausnahme, das ist der gesellschaftliche Normalfall. Prost.

Achtung, wir sind die, vor denen wir euch immer gewarnt haben.

Keine gesellschaftliche Gruppe, zum Beispiel, wird in Friedenszeiten mit ähnlicher Selbstverständlichkeit körperlich angegriffen und traktiert wie das Kind. Daran ändert auch das empörte Geschrei über „Kindermörder“ und „Babyquäler“ nichts. Im Gegen-

teil, die Erregtheit sucht nur zu verbergen, was gesellschaftliche Wirklichkeit ist - Kinder werden ungleich häufiger durch ihnen bekannte, ja, vertraute Personen sexuell ausgebeutet, zusammengeschlagen und umgebracht als durch die exotische „Bestie“. Der „Babyquäler“ René O., der ein knapp acht Monate altes Kind durch „Überstülpen eines Plastiksacks über den Kopf und Unter-Wasser-Drücken in der Badewanne“ beinahe umbrachte, ist ebenso wie der deutsche „Kinderschänder und -mörder“ Jürgen B., der in den Sechziger Jahren mit der eigentlichen „Abschlachtung“ von vier Buben „Schlagzeilen machte“, ein Kind dieser Gesellschaft, seiner Eltern auch. Mit ihren Taten weisen die Täter, vermutlich unbewusst, auf das zurück, was ihnen selbst angetan. Das gequälte Kind wird zum „Babyquäler“ oder „Kindermörder“. Tausendmal höher, so der 1992 vorgelegte Bericht über Kindesmisshandlung, sei das Risiko eines misshandelten Kindes, als Erwachsener gewalttätig zu werden. Dass dieses Risiko - und zuerst ist es ein Risiko für potentielle und reale Opfer -, dass dieses Risiko bei Buben und Mädchen ganz unterschiedlich ist, wird durch geschlechtsneutrale Formulierungen verschleiert. Aber das gequälte Kind, das, erwachsen geworden, gewalttätig wird, wird es vor allem als Mann. Kinder und Frauen sind nicht sicher vor uns Männern und, seltener, Frauen. Für Kinder sind Erwachsene potentielle Ausbeuter (und Ausbeuterinnen), Vergewaltiger (und Vergewaltigerinnen), Bedroher (und Bedroherinnen). Für Frauen sind Männer potentielle Ausbeuter, Vergewaltiger, Bedroher. Das heisst für Kinder und Frauen gilt realistisch der Satz: Achtung, wir sind die, vor denen wir euch immer gewarnt haben. Die Gewalt ist mitten unter uns. Diese Tatsache ist so unerträglich, dass wir nach Trost und Erleichterung suchen. Die Projektionsfläche Bestie liefert uns die hochwillkommene Scheidung von heiler Alltagswelt und fremder Grausamkeit. Ist die Bestie gefangen, der Fremde, der sich nicht selten als der ganz gewöhnliche Nachbar entpuppt, vertrieben, sind die Kinder und Frauen wieder sicher (in unseren Händen). En Guete. Aber ich will Ihnen das Fest nicht vermiesen, den verdienten Flirt und den gesunden Schlaf nicht rauben. Will Ihnen, wie angekündigt, sozusagen als Gutenachtgeschichte, ein Märchen erzählen. Und das beginnt, wie es immer begann:



Es war einmal. Es war einmal ein kleiner Bub, den ich aus ganz persönlichen Gründen Moritz nennen will. Und dieser Moritz, der wusste schon, dass es da unten rum zwei-erlei Menschen gab. Mindestens. Aber sonst wusste er noch nicht sehr viel über den grossen Unterschied. Und er war ihm auch ziemlich egal. Wenn er auf die Nase fiel und weinte, so wie auch seine Schwestern und Kusinen weinten, wenn sie auf die Nase fielen, und das fielen sie oft; wenn der kleine Bub schluchzte, schniefte und schrie vor Schmerz, sahen ihn die Erwachsenen an und sagten zu ihm... Nein, nicht, was Sie denken. Denn es waren Erwachsene, so aufgeschlossen wie Sie und ich, und die proklamieren. „Auch Buben dürfen weinen.“

Die Pazifisten sind schuld an Auschwitz.

Keine Angst, ich mag Ihnen Feierabend und Fun wirklich gönnen. Aber so ganz darf ich Ihnen die Gewalt nicht ersparen. Sonst bin ich mein Honorar nicht wert. Aber Sie, ich, wir sind ja keine Serben. Und können deshalb mit angeekelter Gelassenheit die Ausbrüche roher Gewalt draussen in der Welt verfolgen. „Die Serben“, sagen wir, Sie als differenzierte Kulturmenschen natürlich nicht, „die Serben“ sind eine Schande für das zivilisierte Europa, und das gibt es schliesslich schon... - ja, wie lange eigentlich? Fünfhundert Jahre? Hundert Jahre? Fünfzig? Oder vielleicht doch erst seit übermorgen? „Die Serben“ verstehen nur eine Sprache, behaupten wir. Ohne uns einzugestehen, dass die Chiffre „die Serben“ die Denkform ist, die dem zugrunde liegt, was „die Serben“ zu „den Serben“ gemacht hat, die wir kennen. Die Stereotypisierung, die Stilisierung der Fremden zu Gewalttätigen rechtfertigt die eigene Gewalt gegenüber den Fremden. Schlagt sie tot, rufen wir, Sie natürlich nicht, schlägt sie tot - „die Serben“. Bei aller Vorsicht - und für uns Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer ist das, was für andere verzweifelte Realität ist, immer nur eine heikle Debatte -, bei aller Vorsicht, mit der die Diskussion über die Frage militärischer Interventionen geführt werden muss, ist es doch einigermaßen erschreckend, wie flächendeckend sich die früher heftig umstrittene Logik des ehemaligen deutschen Verteidigungsministers Volker Rühle durchgesetzt hat, der schon vor Jahren erklärt hat, die Allgemeinheit müsse begreifen, „wie unmoralisch es sei kann, Soldaten nicht einzusetzen.“ Solche Argumentation grenzt an den ungeheuerlichen Vorwurf, der in unserem nördlichen Nachbarland auch schon erhoben worden ist, die Pazifistinnen und Pazifisten seien (im Grunde) schuld an Auschwitz. Wer nicht Mann's genug ist, das Schwere auf sich zu nehmen, das heisst zu töten und töten zu lassen, ist schuld, wenn das Morden weitergeht. Denn Leute wie Karacic, Saddam Hussein oder Milosevic, wird etwa gesagt, verstünden nur eine Sprache. Allerdings: Wenn Soldaten ausgeschickt werden, einen Kriegsverbrecher zu erziehen, gehen sie über Leichen, Tausende, Zehntausende, vielleicht sogar Hunderttausende von Leichen, die als Arm des Schlächters herhalten müssen, in den die Friedensarmeen zu fallen versuchen. Von Mord ist dann nicht die Rede. Als Mord gilt nur

die vorsätzliche und gezielte Tötung ausgesuchter Personen. Nicht der Tod Namenloser im Krieg. Im Krieg, so will es patriarchale Moral, und das nicht erst seit moderne Technologie den „sauberen Krieg“ inszeniert, das ist der Krieg, der nur tote Gegner und Gegnerinnen hinterlässt, im Krieg gilt der Mord nicht als Mord. So zynisch ist Realität. Die gezielte Tötung des Despoten aber erschiene als Mord, sein Abführen in Handschellen im Rahmen einer internationalen Konferenz verkäme zum diplomatischen Eclat. So paradox ist Wirklichkeit. Dem Diktator wird mit dem tausendfachen Tod seiner Untertanen gedroht.

„Wir dürfen nicht wegsehen.“ [Rudolf Scharping]

Es ist hier nicht der Ort, um die Debatte über den NATO-Einsatz in Kosovo neu aufzulegen; ich möchte Sie nur ermuntern, solche ähnlich verlaufenden und weitgehend durchmannten Diskussionen auch einmal auf den Aspekt hin zu verfolgen, wie sehr da die männliche Gebärde der Pflicht zur Gewalt gepflegt und der alte Kriegsmythos hochgezogen wird, der, wie es die ehemalige Berner Nationalrätin und Erziehungsdirektorin Leni Robert formuliert hat, den Soldaten zum Helden macht, „der sich für die Schwachen opfert und einsetzt. Kriege macht man immer noch, um die Schwachen vor dem bösen Feind zu schützen.“ Mit dem „Nie wieder Auschwitz“ haben sich jene, die, zuvor, mit ihrem „Nie wieder Krieg“ schon gefährdet waren, der mangelnden Männlichkeit bezichtigt zu werden, von ihrem Softie-Image lösen und sich - allen voran Joschka Fischer und Rudolf Scharping - als Männer der Tat beweisen können. Und Kriege, gewonnene oder verlorene, haben aus ganz gewöhnlichen Politikern schon immer gefeierte Staatsmänner gemacht. Kein Zufall, dass Joschka Fischer inzwischen an die Spitze der vom deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ regelmässig publizierten Hitparade deutscher Politiker und Politikerinnen gejoggt ist und auch Rudolf Scharping, der andere Kriegsminister, einen grossen Sprung nach vorne getan hat. „Wir dürfen nicht wegsehen“, heisst der Titel seines eben erschienenen Buches, dem nicht widersprochen werden kann. Aber die Frage ist, ob uns tatsächlich nur die Wahl zwischen dem „männlichen“ Eingreifen und dem „weiblichen“ Hinnehmen, zwischen Gewalt und Wegsehen bleibt. Oder ob sich in unseren Männerhirnen nicht zu sehr Vorstellungen festgesetzt haben, die Gewalt als das einzig wirksame, das „eigentliche“ Handeln, das die Welt verändert, erscheinen lassen, so dass uns in letzter Konsequenz nur noch die Gewalt als Handeln gilt. Aber ich werde ungemütlich. Halten wir uns ans Märchen.

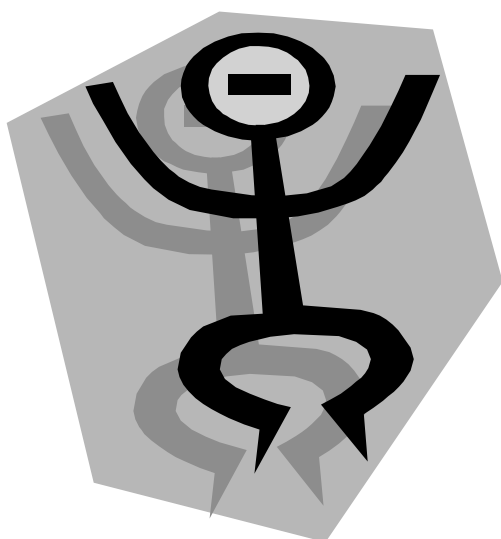


Moritz wurde, was nicht zu verhindern war, älter, lernte zu gehen, fiel weniger auf die Nase als auch schon, nur, wenn er fiel, schmerzte es stärker als früher, weil er ja immer tiefer und schwerer fiel. Wenn er dann weinte wie gewohnt, stutzten die Erwachsenen kurz, sahen sich an, nickten sich zu und riefen... Neinnein, keine Klischees, bitte. „Auch grosse Buben dürfen weinen“, riefen sie. Aber Moritz wurde nicht nur grösser, älter und vernünftiger, er wurde auch misstrauischer. Wenn es so selbstverständlich war, dass man weinte, wenn man auf die Nase fiel oder sich in dieser grossen weiten Welt verlassen vorkam, weshalb brachen die Erwachsenen dann in Begeisterungstürme aus, wenn man es tat, machten, wie wir Schweizer und auch die Schweizerinnen sagen, „sones Gschiss“, verkündeten mit grossen Gebärden und lauten Worten: „Auch grosse Buben dürfen weinen.“ Als hätten sie eben einen neuen Planeten entdeckt. Während sie heulende Mädchen, so war es Moritz aufgefallen, kaum beachteten. Moritz, der ein kluges Köpfchen war, schloss, auch aufgrund anderer Erfahrungen, dass die Erwachsenen nicht immer die ganze Wahrheit und vor allem nicht sagten, was sie wirklich dachten. Und beschloss zu tun, was er glaubte, was sie insgeheim von ihm verlangten - ein Mann zu werden. Auch wenn er keine Ahnung hatte und es ihm keiner und keine wirklich verraten konnte, was das eigentlich war. Eine Frau war es, mit Sicherheit, nicht.

„Die Serben“ bringen den Krieg.

„Die Serben“, sagen wir, bringen den Krieg. „Die Ausländer“, machen wir weiter, die Gewalt in unser Land. Im Fall des St. Galler Lehrermordes wurde der Umstand, dass der Täter ein Kosovo-Albaner war, ohne jedes Zögern zum Anlass genommen, den Mord kulturell zu begründen. Da wurden alte albanische Ehrenkodexe ausgegraben,

um die kulturelle Verankerung der Gewalt nachzuweisen, die mit der in die Schweiz strömenden Ausländerflut eingeschleppt würde. Als ob in der Schweiz, ganz im Gegensatz zur immer wieder kolportierten Behauptung, die Gewalt nehme in unserer Gesellschaft zu, als ob in der Schweiz vor rund hundert Jahren nicht fünfmal mehr Menschen umgebracht worden wären als heute. Dies, so die Meinung der Kriminologen, vor allem wegen der häufig gewalttätig ausgetragenen Ehrenhändel. Da wären im historischen Kulturschatz der Schweiz vermutlich noch ein paar martialische Zitate zu finden; aber bevor die „von Belgrad“ missbraucht werden, weil ein Schweizer einen Serben umgebracht hat, kehren wir ins Reich der Wichtel zurück.



Obwohl sich Moritz alle Mühe gab, zu tun, was er glaubte, ein Mann täte es, wollte sich das Gefühl nicht einstellen - ich bin ein Mann. Und so sass er manche Nacht unter freiem Himmel und fürchtete sich vor der Dunkelheit, hatte Angst vor den Kollegen, die ihre Schuhe aufs Polster knallten, wenn sie in den Zug stiegen, tat es ihnen gleich, hatte Angst vor jenen Wesen, für die er sich eigentlich interessieren sollte, die ihn auch tatsächlich interessierten, hatte Angst, sie würden ihn nicht beachten, könnten ihn verlachen, hatte Angst im Wald und hatte Angst auf der Strasse, hatte Angst vor Wölfen und Spinnen, hatte Angst vor Kriegen und Katastrophen, natürlichen und anderen. Aber er verriet niemandem seine Angst, weil er wusste - die Erwachsenen würden erschrecken. „Was hast du auch, Bub“, würden sie sagen, „wir waren doch immer für dich da.“ Er beschützte sie vor seiner Angst, denn er fürchtete den Satz: „Auch Buben dürfen Angst haben.“

Es ist das Geschlecht, das Gewalt hervorbringt oder nicht.

„Die Serben“. „Die Ausländer“. Sagen wir. Oder - „die Jungen“. Alle paar Jahre wird eine erregte Debatte über die erschreckende Zunahme der „Jugendgewalt“ losgetreten, die aber statistisch nie wirklich erhärtet werden kann. So wenig wie die bei jeder Gelegenheit heruntergeleierte Klage von den besonders gewalttätigen oder auch nur kriminellen Ausländern. Einem Vergleich von Äpfeln mit Äpfeln und Datteln mit Datteln, das heisst einem interkulturellen Vergleich von Gruppen gleichen Alters und Geschlechts, derselben sozialen Schicht und mit ähnlichen traumatischen beziehungsweise schein-heilen Lebenserfahrungen würde das Kriminogen Ausländer vermutlich nicht lange standhalten. Was aber offensichtlich zu allen Zeiten und in (fast) allen Kulturen Realität ist, hat, so der Soziologe Manuel Eisner, „bislang weder in der politischen Diskussion noch in der wissenschaftlichen Forschung hinreichend Beachtung gefunden“; gemeint ist die Tatsache, dass die Ausübung von Gewalt in erster Linie Männersache ist. Damit soll nicht geleugnet werden, dass auch Frauen oder Mädchen Gewalt ausüben, aber niemals macht Gewalt ein Mädchen beziehungsweise eine Frau zur Frau. Es ist nicht das Alter, nicht die kulturelle und letztlich nicht einmal in erster Linie die soziale Herkunft - Gewalt, vor allem auch im sozialen Nahraum, wird in allen gesellschaftlichen Schichten praktiziert -, es ist vor allem anderen der Faktor Geschlecht, der Gewalt hervorbringt oder nicht. Aber auch dem Soziologen Eisner will es nicht gelingen, seine Kernaussage in der öffentlichen Diskussion durchzusetzen. Immer wieder verhelfen seine Untersuchungen dem alten Lied zu neuen Strophen. „Die Serben“. „Die Ausländer“. „Die Jungen“. Singen wir, denn das tröstet uns. „Die Ausländer“ - weil sie's aus der Fremde bringen, das „Böse“; „die Jungen“, weil's bei ihnen ein vorübergehendes Phänomen, eine Frage der noch nicht abgeschlossenen Sozialisation ist. Auf „die Serben“, „die Ausländer“ und „die Jungen“ wird projiziert, was Kern jeder patriarchalen Kultur, also auch der unseren, ist. Mit dieser nachhaltigen Abspaltung und Verleugnung lenken wir davon ab, dass Gewalt nicht das Aussergewöhnliche und Exotische ist, sondern das Normale, das für die Hervorbringung von Männlichkeiten Zentrale. Stundenlange Debatten, seitenlange Artikel, ja, ganze Bücher zu Ausländer- und Jugendgewalt - ohne dass einmal das Stichwort Geschlecht fällt. Und es ist kaum anzunehmen, dass sich feministische Sprachkritik inzwischen so flächendeckend durchgesetzt hat, dass mit „den Serben“, „den Ausländern“ und „den Jungen“ tatsächlich nur die männliche Hälfte der entsprechenden Gruppen gemeint ist. Und selbst dann - das Entscheidende wäre und ist nicht, dass sie Serben, Ausländer oder Junge, sondern dass sie Männer sind, denn patriarchale Kultur ist Kultur der Gewalt. Äxgüsi, ich wollte Ihnen ja das Fest nicht verderben. Zurück in den Märchenwald.

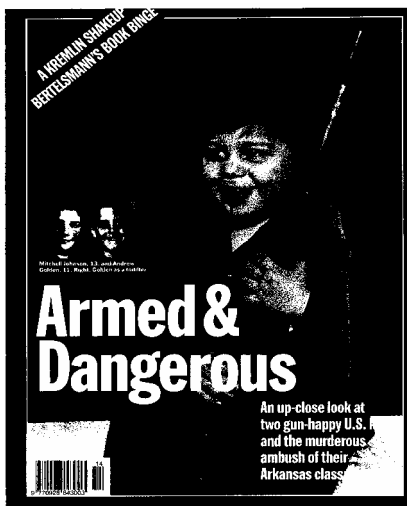


Und so sass Moritz manche Nacht und weinte bitterlich, bis ihm, wie in jedem anständigen Märchen, ein kleiner Kobold auf den grossen Zeh klopfte und mit seiner Fistelstimme zurief: „Hör auf zu weinen. Hilf mir, und ich werde dir helfen.“ „Wer bist denn du?“, schluchzte Moritz laut und musste schmunzeln, als der kleine Gnom, der sich an seinem Fuss festzuhalten suchte, erklärte: „Ich bin der grosse Zauberer Zimbambel.“ Jetzt lachte Moritz laut heraus und kicherte: „Wenn du der grosse Zauberer Zimbambel bist, dann bin ich der Riese von Amalar.“ Moritz hatte in einem Buch von diesem Riesen gelesen, deshalb war ihm der Name in den Sinn gekommen. „Du wirst dich noch wundern“, fistelte der Kobold wütend, „ich werde dir schon zeigen, wer der grosse Zauberer Zimbambel ist.“ Zimbambel, Sie wissen ja - Märchen, Zimbambel war von einem Zauberer, der noch tausendmal grösser war als er, vor langer Zeit verhext worden. Und nur ein Bub, der Angst vor ihm hatte, konnte ihn retten. Der Kobold, der behauptete, der grosse Zauberer Zimbambel zu sein, hatte sich in der Zwischenzeit an Moritzs Bein und Arm hochgehangelt, fuchtelte jetzt mit einer Tannennadel vor dem Gesicht des Buben herum und schrie: „Zimbam, bambel, belzin, zimzim, bambam, belbel, Zimbambel - mach die Tanne hell.“ Da gab es einen fürchterlichen Knall, der Baum in Moritz's Rücken splitterte anderthalb Meter über dem Boden ab, als hätten sich zehn Biber in Rekordzeit durchs Holz gefressen, über Moritz's Kopf zischten die Flammen aus dem hundertjährigen Stamm, „und jetzt wirf mich ins Feuer“, krächzte der Wicht. „Nein, das mache ich nicht!“, entfuhr es dem Buben. Da ging ein Böllern und Zischeln

los, als hätten alle Waldschräte und Burggeister ihre Milleniumsfeuerwerke miteinander gezündet. Tannen und Buchen, Haselsträucher und Brombeerbüsche brannten lichterloh. Moritz spürte, wie seine Schuhe zu schmelzen begannen, während der Zwerg mit seiner Tannennadel wütend in seinen Nasenlöchern stocherte und immerzu kreischte: "Jetzt mach schon!" Da wurde es dem Buben zu bunt, er packte das Klümpchen Fleisch und schmiss es ins Feuer, im gleichen Moment sog die Erde die Flammen und Flämmchen ein, wie wenn ein riesiger Gasherd abgedreht würde, und alsbald fegte ein gewaltiger Sturm durch das verkohlte Gehölz, so dass dem Buben angst und bange wurde. Aus Angst, weggefegt und von unsichtbaren Händen hochgehoben zu werden, klammerte er sich an den nächsten Ast, und das war ein dorniger. Aber ebenso unvermittelt wie er gekommen war, brach der Sturm ab, grosse Ruhe kehrte ein, Moritz stürzte zu Boden, und er fiel weich, rieb sich die Augen und sah die Tanne vor sich, den Wald, als ob nichts gewesen wäre. „So, mein Kleiner“, hörte er eine tiefe Stimme hinter sich, und gleichzeitig spürte er den klammernden Griff einer kräftigen Hand im Nacken. Erschrocken drehte er sich um - da stand ein Mann, so gross wie eine Eiche. Moritz musste den Kopf nach hinten kippen wie in der vordersten Reihe im Kino, damit er dem Mann in Schwarz ins Gesicht schauen konnte. „Wer bist denn du?“, fistelte er ängstlich. „Da staunst du, Moritz“, gluckste es aus den Wipfeln, dann raste der Kopf Richtung Waldboden, wie ein Lift aus dem 22. Stockwerk, riss Arme, Brust und Hintern mit sich, vor ihm stand ein Mann von gewöhnlicher Statur und grinste: „Ich bin der grosse Zauberer Zimbambel.“

Männer phällen oder phallen.

Aber ich verliere mich zwischen den Bäumen, weil ich's mit Ihnen nicht verspielen will, und vergesse darob meinen Auftrag. Jugendgewalt, Sie erinnern sich, ist Jungengewalt, aber nicht weil's den Knaben in den Genen steckt, oder weil Gewalt ein „Urfaszinum der Jungen“ ist, wie es der Psychologe Allan Guggenbühl gesehen haben will, sondern weil Gewalt in patriarchalen Gesellschaften ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, weil Männern, angehenden und bestandenen, abverlangt wird, dass wir vor Gewalt nicht zurückschrecken. Weder als Täter noch als Opfer. „Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben.“ Bringt es Kody, das Mitglied einer Strassengang in Los Angeles auf den Punkt.



Noch lacht der, vermutlich, knapp vierjährige Drew pausbäckig und unbeschwert in die Kamera. Er weiss nicht, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und ihre geouteten Liebhaberinnen posieren. Auf dem Titelblatt des „Time-Magazins“.



Zwei, drei Jahre später schaut er schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später

den kleinen Andrew Golden aus dem Familienalbum reissen und aller Welt vorführen wird. Immer ist die Robe der Männlichkeit dem realexistierenden Mann oder Buben zu gross. Und das Unterfangen, sie auszufüllen, endet nicht selten tödlich. Machen wir uns nichts vor: Es gibt keine Männer. So wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Diese zwei schweizerischen Lichtgestalten werden zwar nach und nach aus den Geschichtsbüchern, keineswegs aber aus der eidgenössischen Mythologie gestrichen. Da werden sie für nationale und patriarchale Inszenierungen auch künftig noch gebraucht. Auf dass Männer wissen, was das gesellschaftliche „Konzept Mann“ von ihnen verlangt: Männer phällen oder phallen. Männer sterben oder morden. Männer werden nicht als Männer geboren. Sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein „richtiger Mann“ zu sein beziehungsweise zu werden; wäre das Mannsein und -werden eine Selbstverständlichkeit. Wenn ich also von „Mann“ spreche, meine ich immer das kulturelle „Konzept Mann“.

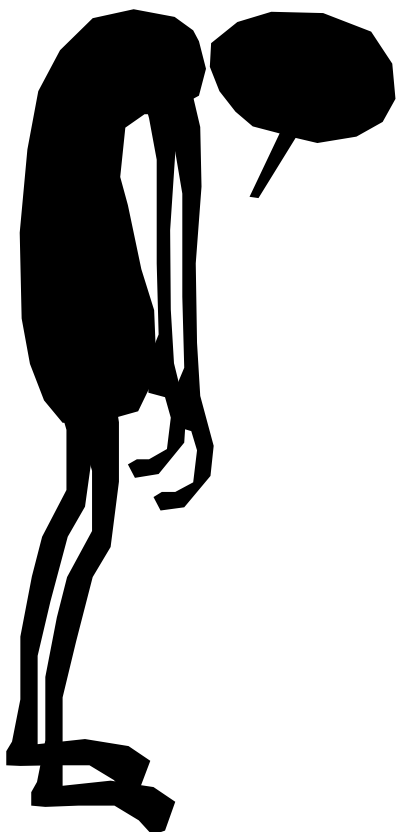
Alkohol, Gebärden sexueller Potenz und Gewalt machen „den Mann“ zum „Mann“.

Männlichkeiten werden in „modernen“ Gesellschaften zunehmend verdeckter tradiert, während sie in „traditionellen“ Kulturen in Form häufig brutaler Initiationsriten konstituiert werden. Was in diesen Kulturen sichtbar wird, gilt aber auch für die unsere: Alkohol, Gebärden sexueller Potenz und Gewalt machen „den Mann“ zum „Mann“. Für viele Männer ist der erste Rausch - „Aff“ nennen sie den Suff in der Schweiz -, den sie „nach Hause bringen“, wichtiger als der erste Kuss. Ein deutscher Jugendlicher, der seinen Stiefvater und seine Mutter mit dem Messer erstach, enthüllt Wolfgang Korruhn für das Buch „Dann hab ich's einfach gemacht“, er habe sich danach „erwachsen“ gefühlt. Gerade weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Für den Buben - der besonders in „modernen“ Gesellschaften, in weitgehend weiblich dominierten Häusern „gross“ wird, aber seinerseits das Andere, ein Mann, werden muss - bedeutet Mann sein immer noch in erster Linie - nicht Frau sein. Trotz der immer wieder ausgerufenen „neuen Väterlichkeit“ ist „der Mann“ da, wo das reale Kinderleben stattfindet, weitgehend abwesend. Er brilliert mit seltenen, dafür umso heftiger gefeierten „actions“ - wie der im Weltall für Ordnung sorgende Vater in einer Fernsehserie, der sich alle paar Monate mal kurz ins Kinderzimmer beamt -, oder er erscheint als seltsam schwächliche Figur. Weil den Buben „kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung“, folgert Tim Rohrmann in „Junge, Junge - Mann, o Mann“. Das heisst, nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren werden den Buben als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermö-

gen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die Väter an ihr gescheitert sind, auf Biegen und Brechen festgehalten. Die Entrüstung über die weltweite Ausstrahlung des sogenannten Clinton-Videos lässt sich auch als Angst vor dem Zusammenbruch öffentlicher Männlichkeits-Inszenierungen deuten. Dem durchschnittlichen Buben bleibt auf dem Weg vom Knaben zum Mann nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen.

Lieber Serienmörder als Schlappschwanz.

Aber nicht alle können FBI-Beamte, Agenten 00X mit einer Lizenz zum Töten, Helden im Namen des Guten werden. „Es kann nur einen geben.“ Orakelt „Highlander“. Allen anderen bleibt nur der gefürchtete freie Fall ins Nicht-Männliche, Schwule, Weibliche. Oder die nackte Gewalt beziehungsweise ihre Gebärde. Zum Beispiel wenn Frauen Männer zurückweisen oder verlassen. (Andrew Goldens Kollege habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien.) Zum Beispiel wenn Frauen Männern zu nahe kommen. (Vor Jahren strangulierten drei junge Winterthurer eine Kollegin, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren.) Zum Beispiel Gewalt gegen Frauen. Aber auch Gewalt gegen Männer. Gewalt gegen sich selbst. Lieber Ausländer und Schwule klopfen, Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz - das ist die Botschaft kultureller Inszenierung von Männlichkeiten. Und die hat Kody, der mit elf Jahren Killer bei den Los Angeles Grips wird, begriffen: „Heute Abend würde ich ein Mann werden, und ich nahm jeden Befehl so ernst wie Afrikaner bei ihren Initiationsriten.“ Beschreibt er im ehemaligen Yuppie-Magazin „Tempo“ den Tag, der ihm „den stolzesten Moment meines bisherigen Lebens“ bescheren sollte. Der Chef drückt ihm eine Pump-Gun in die Hand: „Du hast acht Schüsse, und du kommst nicht zurück, bis sie alle abgefeuert sind.“ Kody besteht die Feuertaufe, indem er seinen ersten Toten „abliefern“. Aber: „Meine Beziehung zu meiner Mutter verschlechterte sich immer mehr, je weiter ich mich von zu Hause entfernte und ins Strassenleben eintauchte.“ Erzählt er weiter. „Meine Kumpels wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“ Hier wird das patriarchale „Konzept Mann“ deutlich sichtbar: Es ist gekennzeichnet durch gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens - Müll eben.



Natürlich hielt der grosse Zauberer Zimbambel Wort. „Du hast mir geholfen“, dankte er Moritz, „jetzt werde ich dir helfen.“ Und drückte dem Buben ein dünnes, ziemlich kurzes Stäbchen in die Hand, das von einem gewöhnlichen Haselstrauch zu stammen schien. Moritz nahm seinen Lohn und drückte ein verkramptes „Danke“ heraus. Zimbambel grinste. „Das ist kein gewöhnlicher Haselstecken, Moritz. Was der Zauberer Zimbambel verspricht, das hält er auch.“ Moritz fuhr mit den Fingern über das Holz, konnte aber beim besten Willen nichts Aussergewöhnliches entdecken. Jetzt flüsterte ihm Zimbambel zu: „Wenn du irgendein lebendes Wesen mit diesem unscheinbaren Stäbchen berührst, wird es noch in der gleichen Sekunde tot umfallen.“ Moritz sah Zimbambel ungläubig an, der sich nicht beirren liess, jetzt sogar seine Hand hob und mit dem Zeigefinger vor Moritzs Nase in die Luft stocherte wie sein Vater, wenn er ihm verbot, am Zündungsschlüssel zu drehen, während er sich seine Zigarren holte. „Deshalb“, bestimmte Zimbambel mit ernster Stimme, „darfst du das Stäbchen nur im äussersten Notfall brauchen, dann aber beschützt es dich vor jeder Gefahr.“ Sagte es und verschwand. Und wenn Moritz gestorben ist, dann lebt er noch heute als glücklicher und zufriedener Mann irgendwo auf dieser Welt. - Kein richtiger Märchenschluss, finden Sie? Versprochen, ich komme darauf zurück. Aber Sie vergessen, dass Männer erst zeigen müssen, dass sie sterben können, bevor sie leben dürfen.

Gewalt macht Männer.

Gewalt hat viele Ursachen. Aber Gewalt macht Männer. In Kriegszeiten macht sie „den Mann“ zum Helden. Der als Haudegen gefeierte General Schwartzkopf trat nach der (erfolgreichen) „Operation Wüstensturm“ im Golfkrieg mit folgenden Worten vor die Presse: „Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: ‚Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten.‘ Und genauso war’s dann auch.“ In Friedenszeiten verstösst zwar auch „der Mann“ durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern die alltägliche Gewalt gegen Frauen verbietet. Zur Kulturgeschichte patriarchaler Gesellschaften aber gehört integral das Recht „des Mannes“ auf den Körper und damit auf die Züchtigung „seiner Frau“. Auch heute noch wird „der Mann“, der gegen das entmännlichende Gewaltverbot verstösst, zum „wahren Mann“ - das ist der Mann, der die Sprache von Kampf und Gewalt beherrscht, der sogar in der Gestalt des Serienkillers immer wieder die erschauernde Bewunderung des Publikums weckt. Der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser feiert die Gewalt des Serienkillers laut „Stern“ als „Ausbruch“ aus der „genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaft, Exzess, Todessehnsucht, Killerinstinkt, Hass, Rausch.“ Der Mann, der nicht töten kann, der Angst vor der Gewalt hat, der, ganz Christ, nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält, oder umgekehrt, dieser Mann ist, selbst in der Figur des überzeugten Pazifisten, ein lächerlicher Trottel, ein Feigling, ein Versager. Das ist der Fahnenflüchtige, der Vaterland, Kriegskamerad und Mann verrät, der sich zu Hause, im Schoss von Frau oder Mutter verkriecht.

Das „grosse Unmögliche“.

Die „Männlichkeit“ - bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet -, „Männlichkeit“ ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Diese wird durch alles Unkontrollierbare und Unberechenbare, das heisst insbesondere durch Sexualität und Tod bedroht. Beides entzieht sich unserer Kontrolle. Da helfen weder juristisch beglaubigte Treuegelübde und Liebesratgeber noch Spitzenmedizin, Gentechnologie und Potenzpillen. Das „Konzept Mann“ ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Das Unkontrollierbare wird deshalb aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum Feindbild Frau mutiert. „Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“ Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über meine Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur

Frau. Das Konzept der Grandiosität bringt den realexistierenden Mann in eine heikle Lage. Da sind zum einen seine alltäglichen Schwächen und Ängste, da ist zum anderen dieses „Konzept Mann“, an dem er zu zerbrechen droht, weil es im Grunde das „Über-Menschliche“ verlangt, das sich allzu häufig im „Un-Menschlichen“ zu verwirklichen sucht. Zur Überwindung dieses Grabens greift „der Mann“ nicht selten zum Hammer, zum Zauberstab der Gewalt. Sei es zur Aneignung von ersehnter, sei es zur Abwehr von unerwünschter Zuwendung. „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Gewalt gegen andere. Gewalt gegen sich selbst. Denn sie macht „den Mann“ scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten von Liebe und Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe oder Leben herzustellen, auch nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. „Jede grosse Liebe“, so Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“, „bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei: denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“ Genauer - vor dem Wechsel graut „dem Manne“ mehr als vor tödlicher Sicherheit.

Der Zwang zu handeln, das ist der Zwang zur Gewalt

Das „Konzept Mann“, das heisst nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“ zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält auch den Zwang zur Gewalt. Wer gegenüber dem „ungehorsamen Kind“ oder gegenüber „der Frau“, die macht, was sie will, „die spinnt“, niemals aufgeben und die Begrenztheit des eigenen Einflusses nicht akzeptieren kann, schlägt irgendwann zu und behauptet hinterher, er (oder im Falle der Mutter auch sie) sei „provoziert“ worden. Alexander der Grosse wurde gross durch die Breite der Blutspur, die er hinterliess. Von männermythologischer Bedeutung ist die über Jahrhunderte erhaltene Wirkung des 334 vor Christus in Gordion durchschlagenen Knotens. Die Faszination der scheinbar einfachen Lösung des Problems - den als unlösbar geltenden Gordischen Knoten auseinanderzubekommen - unterschlägt, dass das Problem mit diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist. Der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel eines Streitwagens befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Stellen Sie sich einen Bergsteiger vor, der sich bei gefrorenem Knoten im Sicherheitsseil, zum Beispiel im sogenannten „Göttergang“ in der Eigernordwand, der „Alexandertechnik“ bedient. Der Zwang zu handeln verführte Alexander den Grossen zu einer „Lösung“, mit der er das, was er eigentlich entwirren wollte, zerstörte. Ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur prägt. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord noch als „Endlösung der Judenfrage“. Frauen reden. Männer handeln. Und der Intellektuelle, der Denker wird schnell einmal zum Schwätzer, der nicht zupackt, zum Feigling, der vor den grossen Problemen und

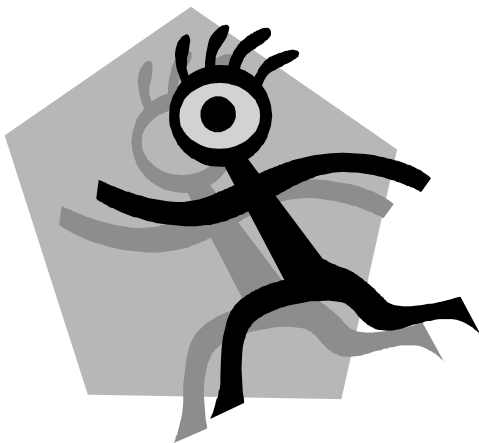
dem Nein der Begehrten kapituliert. „Der Mann“ aber kennt kein Nein. Ein Student, der seine Schlummermutter brutal ermordete, fragte sich Jahre danach, ob ein „unbewusstes Motiv“ seiner Tat nicht auch gewesen sei, „dass ich einfach mal handeln musste, nicht immer nur denken, grübeln, lesen, schreiben, sondern handeln, handeln... Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“ Macht insbesondere Männer depressiv, die weder Untätigkeit noch Stille aushalten, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit konfrontiert sind. „Der Mann“ muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben gefährdet oder sogar bewusst vernichtet werden - Hauptsache, mann handelt. Der Amokläufer - auch die neusten Fälle zwingen uns den Fokus Mann auf -, der Amokläufer schiesst sich frei. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des unbewältigbaren Stresses, des nicht mehr wieder gut zu machenden eigenen Verschuldens still zu verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet er - einfach, um, ganz „Mann“, irgendetwas zu tun.

Die Sehnsucht nach dem Zauber.

Es gehört zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen, mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu werden. Zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass unser Einfluss im Privaten und Öffentlichen beschränkt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“ können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können. Die Sehnsucht nach dem Zauber - das ist die Sehnsucht, Grenzen zu überschreiten, Macht über die Wirklichkeit, über Liebe Erotik-Leidenschaft, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem Angst haben zu müssen. Die Angst vor Gewalt und die Hilflosigkeit gegenüber einer gewalttätigen Welt, aber auch die Gewalt selbst wird durch ihre Ausübung zu vertreiben gesucht. Der Zauberstab scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem Stab verwandelt sie in „meine Welt“. In eine friedliche Welt, hoffen viele. Und vor allem - der Zauberstab Gewalt schiebt Angst, Zweifel und Trauer beiseite. Wer diesen Zauberstab besitzt, kennt keine unüberwindbaren Hindernisse, keine Grenzen mehr. Der Zauberstab der Gewalt schafft die Unberechenbarkeit aus der Welt. Wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff. Selbst die unberechenbare Sexualität, die den „starken Mann“ so abhängig von der „schwachen Frau“ zu machen droht.

Die Frau ist das Kreuz des Mannes.

Das Plakat zu einem der letzten Filme von Milos Forman bringt es, mit dem in einen übergrossen Frauenschoss gekreuzigten Larry Flint, bildlich auf den Punkt. Die Frau ist das Kreuz „des Mannes“, und der ist heterosexuell. Sie verkörpert in patriarchaler Symbolik Liebe und Leidenschaft. Diese aber liefern das Individuum dem andern Individuum aus. Das macht, vor allem, Männern Angst. Angst vor der Abhängigkeit von „der Frau“. Dieses Gefühl der Abhängigkeit von der Frau und Mutter verschleiert die realen Machtverhältnisse. „Eigentlich haben doch die Frauen die Macht.“ Verkünden, mit Vorliebe, „die Männer“. (Und „die Frauen“ plappern es ihnen nicht ungerne nach. Es nährt ihre Allmachtsfantasie - wenn sie nur wollten, wäre alles ganz anders.) Die Stilisierung der übermächtigen Frau zum Feindbild Frau war und ist wesentliche Ursache und Legitimation für die Errichtung patriarchaler Macht- und Gewaltverhältnisse, für den seit Jahrhunderten anhaltenden Präventivschlag „der Männer“ gegen „die Frauen“.

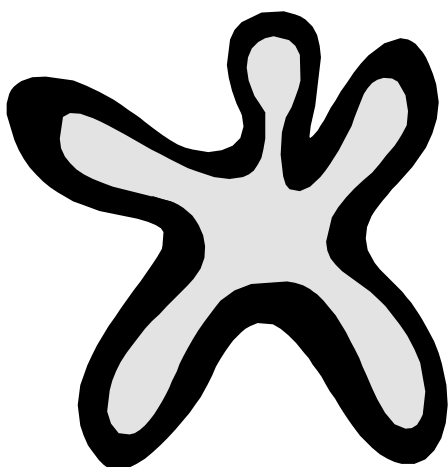


Nicht nur der Zauberer Zimbambel, auch ich löse meine Versprechungen ein. Moritz, so könnte das Märchen auch weitergehen, Moritz nahm den Zauberstab, trug ihn immer bei sich, liess alle um seine Zauberkraft wissen und brauchte ihn nie. Wenn Ihnen auch diese propagandistische Unterstützung des lange und immer noch praktizierten Prinzips Frieden durch Abschreckung nicht gefällt, hoffen Sie weiter, auf einen anderen Ausgang der Geschichte.

Die Angst vor der Angst.

Männliche Allmacht ist zentral bedroht durch Begrenzung. Das heisst durch Zurückweisung, Verlassenwerden, Abschied, Krankheit, Behinderung, Angst, Trauer und Ver-

zweiflung - all das sind unbarmherzige Erinnerungen an unsere Zerbrechlichkeit, an unsere Abhängigkeit von anderen, an die engen Grenzen, die uns gesetzt sind, deren absoluteste das Ende unserer individuellen Existenz, der Tod ist. Und so ist denn auch der Tod der zentrale Punkt, über den Männlichkeit konstituiert wird, denn er ist die grösste Bedrohung des „Konzept Mann“. Der Tod macht Angst, weil er unsere Identität auflöst, weil er uns dauernd mit unserer Ohnmacht konfrontiert. Nun gehört es aber zum patriarchalen „Konzept Mann“, dass „der Mann“ sich nicht fürchte, Unterwerfender und nicht Unterworfener sei. Was auch im gesellschaftlichen Kontext eine Fiktion ist, verkommt angesichts des Todes definitiv zur lächerlichen Gebärde. Aber es muss auf BiegenundBrechen demonstriert werden: Ein Mann fürchtet den Tod nicht. Dieser auch in Kriegs- und Fortschrittsrausch sichtbar werdenden Allmachtsfantasie sind schon Hunderttausende, ja, Millionen Unbeteiligter zum Opfer gefallen. „Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Bringt der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation - die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. In einer Art magischem Ritual werden Gefahrensituationen von ihrer realen Bedrohlichkeit „gereinigt“. Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche wahrgenommen, sondern die entmännlichende Angst. In diesem magisch patriarchalen Kontext werden Warnungen wie „Rauchen kann Ihre Gesundheit gefährden“ oder „Diese Bombe kann jedes Leben auf dem Planeten auslöschen“ zu Aufforderungen zum Tanz. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, hofft „der Mann“ zum „Mann“ zu werden. Denn wer sich in die „Todeszone“ vorwagt, mit dem Tod spielt, gibt sich, heil zurück, der Illusion hin, er (oder sie) hätte den Tod im Griff. Männliche Omnipotenz und Furchtlosigkeit wird wesentlich durch Verdrängung von Angst konstituiert. Nicht einmal der Pazifist verweigert den Marschbefehl mit der nahe liegenden Begründung, er habe Angst vor Verletzung und Tod.

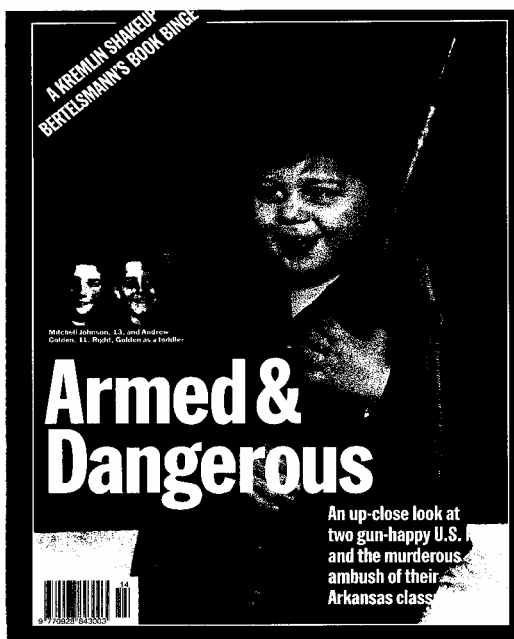


Es ist natürlich auch möglich, dass Moritz sich als lebenswerter Trottel entpuppte, der schon auf dem Heimweg über seine eigenen Füsse stolperte, so dass ihm das

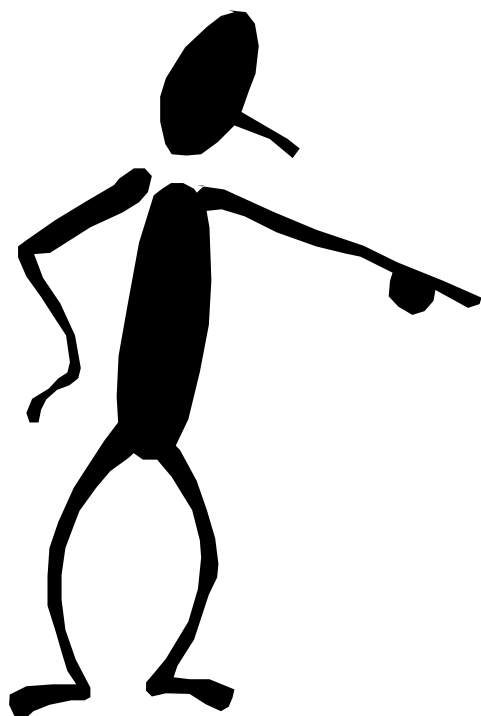
Stäbchen aus der Hand fiel und... - auch das wäre eine Variante, von einem dahergelaufenen Hund geschnappt wurde; ich aber lasse den Zauberstab erst jetzt ganz herunterfallen, direkt auf den flachliegenden Moritz, mit entsprechend tragischem Ausgang.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“ (Friedrich Schiller)

„Der Mann“ ist ein Soldat. Und das nicht nur im Krieg. Er marschiert, ohne Rücksicht auf eigene und fremde Verluste, durchs Leben, „höheren“ Zielen entgegen. Gehorsam nach oben. Unbarmherzig gegen unten. Allzeit bereit, allzu menschliche Regungen wie Angst und Mitleid zu überwinden. Zu tun, was getan werden muss. Als Soldat. Als Vater. Als Mann. Als Arbeitender. Als Revolutionär. Das heisst in letzter Konsequenz auch, die Gewalt, den Tod und den Mord auf sich zu nehmen. „Männer“ beweisen sich als „Männer“, indem sie Erotik und Emotion, Angst und Gnade, alles Unberechenbare, alles Lebendige besiegen. Und so ist denn der Faschist die radikalste und grauenhafteste Erfüllung des patriarchalen „Konzeptes Mann“. Der Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, der nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ mit seinen vom „Stolz des Tüchtigen“ geprägten Aussagen über die perfekte Organisation der Ermordung und Beseitigung von Millionen einzelner Menschen dazu beitrug, dass die begangenen Verbrechen nicht länger geleugnet werden konnten, macht in seinen autobiografischen Aufzeichnungen „nur“ überdeutlich, was Mann sein in letzter Konsequenz heisst: „Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen. Ich musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammer gingen. Weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur Befehle erteilte, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein.“ Das zeichnet die „wahren Männer“ aus - dass sie alle „Schwächen“ überwinden, strengabergerecht, im Dienst der „höheren“ Sache morden und morden, dabei weder an Seele noch an Moral Schaden nehmend. Wie Heinrich Himmler, Reichsführer SS, den Angehörigen seines Männerordens nach getaner „Arbeit“ versicherte. Eine abstrakte Männlichkeit ist „dem Mann“ wichtiger als das Leben, das eigene und das fremde. Und so erweist sich das patriarchale „Konzept Mann“ im Blick auf die Zukunft als ein zutiefst irrationales, weil es nicht auf das Entscheidende ausgerichtet ist - auf die Erhaltung des Lebens und die Befriedigung der Bedürfnisse Lebender.



Der kleine Andrew Golden übrigens hat es im Frühjahr 1998, gerade mal elfjährig, geschafft, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien, in der „Zeit“, mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt: „Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.“ Wer hätte, bei solchen Grossvätern, noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch hoffen, dass Männer irgendwann doch noch ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

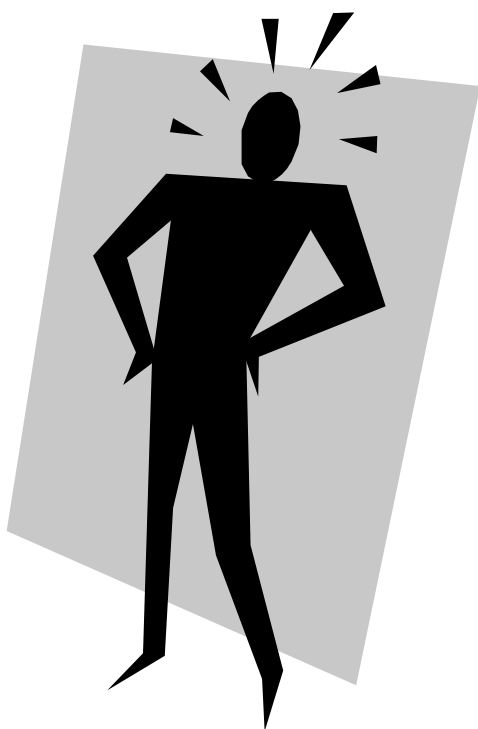


Der wahrscheinlichste Ausgang unseres Märchens ist vermutlich, dass Moritz, wie die Beglückten aller Märchen, nicht auf den Zauberer hörte, von seinem Stäbchen regen Gebrauch machte, wann immer ihn die Angst anfiel, und das war nicht selten, zumal auch viele andere so ein Zauberstäbchen ihr eigen nannten, denen er, natürlich, zuvorkommen wollte, und deshalb reihenweise Lebende in starre Leichen verwandelte, bis es eines Tages, er hatte grad wieder einem putzmunteren Kerlchen auf die Schulter getippt, einen gewaltigen Knall gab, der Zauberer Zimbambel vor ihm stand, dem verutzten Moritz wortlos den Zauberstab aus den Fingern riss und verschwand.

Die differenzierte Gewalt „der Männer“.

Bevor ich Sie springen lasse - noch dies: Wir, Sie natürlich ausgenommen, wir wollen es einfach nicht zur Kenntnis nehmen, dass Gewalt „Männer“ macht. Wir, das sind sowohl „die Männer“, als potentielle Täter, als auch „die Frauen“ als potentielle Opfer. Denn wir Männer wollen nicht die sein, vor denen wir „die Frauen“ immer gewarnt haben. Und „die Frauen“ ertragen, vermutlich, die Vorstellung nicht, dass das Land, das sie ihre Heimat nennen, Feindesland ist. Das der Wirklichkeit entsprechende Faktum ist denn ja auch kaum zu ertragen - dass Kinder realistischerweise vor ihrem Vater mehr Angst haben müssten als vor dem fremden Mann, dass sie auf dem Nachhauseweg sicherer sind als zu Hause oder in der Kinderkrippe, dass es für die Damen hier gefährlicher ist, sich nach dem schon zur Genüge erwähnten Fest von einem Herrn nach Hause begleiten zu lassen als allein durch den berühmten Wald zu gehen. Grobe

Verallgemeinerungen höre ich es schon aufschreien. Wir Männer wollen nicht, dass mit uns umgegangen wird wie mit „den Serben“, „den Ausländern“, „den Jungen“. Wir empfinden die undifferenzierte Angst „der Frauen“ als ungerecht. Aber ist männliche Gewalt differenziert? Will heissen - sie trifft die richtigen? Wären Sie, meine Herren, Ausländer oder Jugendlicher, Sie müssten heute Abend zu Hause bleiben. Damit die Damen auf der Strasse und in der Disco vor Ihnen sicher wären. Wären „die Männer“ „Jugendliche“ - sie hätten längst Alkohol- oder Ausgangsverbot. Wären „Ausländer“ so gefährlich wie „Männer“, sie wären dank Zwangsmassnahmen längst in Lagern oder Ausschaffungsgefängnissen. Nur - wohin sollen die „Männer“ zurückgeschafft werden?



Aber jetzt will ich, um Ihr Fest doch noch zu retten, meinen letzten Trost ziehen. Moritz war erst wenige Meter gegangen, hatte schon mehrmals den ängstlichen Impuls verspürt, zu seinem Stäbchen zu greifen, um die Welt in seine Welt zu verwandeln und sich mit einer kleinen Bewegung Raum zu schaffen, da machte er rechtsum, rannte in den Wald zurück, hatte Glück - Zimbambel sass noch da, Moritz rief ihm ausser Atem zu: „Ich will diesen Stab nicht.“ Der Zauberer lächelte und murmelte: „Ich bin stolz auf dich, mein Sohn.“ Und hatte plötzlich dieselbe Zahnlücke wie Moritzs Vater.

Aufruf zu Desertion oder Die Entdeckung Indiens.

Dies ist ein Aufruf zur Desertion. Ein Aufruf, von der männlichen Fahne zu gehen. Aufrecht und tapfer die Zumutungen des Mannseins zurückzuweisen. Mutig, das heisst feige und ängstlich zu sein. Die Angst nicht länger als Gegnerin, sondern als Freundin zu sehen. Die individuelle und kollektive Katastrophen zu vermeiden hilft. Als Feigling und Vaterlandsverräter, als MannundMensch endlich doch noch „vernünftig“ zu werden. Aber, so mögen Geschichtskundige einwerfen, aber dann hätte Kolumbus niemals Amerika entdeckt. Na und? Womöglich wäre er dafür auf direktem Weg nach Indien gelangt.

Winterthur, 6. November 1999